



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Wustmann, G.: Geschmacksverirrung im Buchdruck

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

schließen zu können, als mit dem: Möge nie kommen der Tag, wo die deutschen Gymnasiallehrer aufhören, aus dem unverfleglichen Jungbrunnen antiker Kunst die Begeisterung und die ideale Lebensanschauung zu schöpfen, ohne die ein geistliches Wirken des Schulmanns undenkbar ist.



## Geschmacksverirrung im Buchdruck



Im Buchsatz, sollte ich eigentlich sagen. Denn den Druck besorgt ja die Maschine, und wenn die gut zugerichtet, mit guter Farbe versehen und gut bedient wird, so druckt sie auch gut, und darin läßt auch das Buch, das mir den Anlaß zu dieser Besprechung giebt, nichts zu wünschen übrig, gedruckt ist es tadellos. Aber als Erzeugnis des Buchsatzes ist es eine Geschmacksverirrung, und da es leider nicht allein steht, sondern schon eine Anzahl Vorgänger hat, und zu befürchten ist, daß es noch eine größere Anzahl Nachfolger finden werde, so möchte ich doch die Sache einmal zur Sprache bringen, ehe es zu spät wird.

Das Buch, das ich meine, ist vor wenigen Wochen erschienen (im Verlag von F. F. Weber in Leipzig) und führt den Titel: Die wirtschaftliche Thätigkeit der Kirche in Deutschland. Von Theo Sommerlad. Erster Band.

Da ich mich hier wirklich nur mit dem Außern des Buches beschäftigen will, so hilft es nichts, ich muß es dem Leser zunächst kurz beschreiben. Das Buch hat also 349 Seiten und ist auf starkes Büttenpapier gedruckt und zwar mit einer neu angefertigten großen gotischen Schrift, die sich an die Missalbuchstaben aus dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts anlehnt, aber etwas umgestaltet, „modernisiert“ ist. Die Schrift ist so groß, daß bei einer Buchhöhe von 29 Centimetern auf einer voll mit Text bedruckten Seite nur 25 Zeilen stehn. Diese 25 Zeilen bilden eine Kolumne von 18½ Centimetern Höhe und 12½ Centimetern Breite.

Ich will nicht von der unerhörten Verschwendung reden, die hierin liegt. Das Buch ist ein streng wissenschaftliches, ein ausschließlich fachwissenschaftliches Werk, das auf einen ganz bestimmten, verhältnismäßig eng begrenzten Abnehmerkreis zu rechnen hat. Vor mir liegt ein zweites Buch, das zufällig genau dieselbe Kolumnenhöhe hat, 18½ Centimeter, ebenfalls ein fachwissenschaftliches Werk, höchst anständig ausgestattet, auf gutes, holzfreies Papier mit einer schön geschnittenen großen, deutlichen Frakturschrift gedruckt. In diesem Buche hat die Kolumne 38 Zeilen, und während dort, bei Sommerlad, auf der Zeile durchschnittlich 12 bis 13 Silben stehn, hat hier die Zeile, obwohl

sie über 1 Centimeter kürzer ist, durchschnittlich 19 Silben, und während die ganze Kolonne bei Sommerlad durchschnittlich aus 314 Silben besteht, umfaßt sie hier durchschnittlich 722 Silben. Wäre also das Buch von Sommerlad in der Ausstattung wie das danebenliegende Buch gedruckt worden, so würde es von 349 auf 151 bis 152 Seiten zusammenschrumpfen und mit Titelblatt, Vorwort und Register fast genau 10 Bogen Großoktav umfassen. Dann könnte man natürlich nicht von einem „ersten Bande,“ sondern nur von einer „ersten Lieferung“ reden — was das Buch in der That ist —, aber diese erste Lieferung hätte sich dann bequem für 5, höchstens 6 Mark in den Handel bringen lassen. Das wäre aber doch sehr verständig gewesen, denn wenn noch eine Anzahl ähnlicher „Bände“ zum Preise von 20 Mark folgt, so kann das ganze Werk leicht 60, 80 oder 100 Mark kosten. Aber weder die deutschen Gelehrten noch unsre öffentlichen Bibliotheken haben so viel Geld, daß sie es zum Fenster hinauswerfen könnten. Wer sonst aber soll denn dieses Buch kaufen? „Bücherfreunde“ oder „Bücherliebhaber“ um der Ausstattung willen? Wird ihnen nicht einfallen! Die wissen besser, wie ein schönes Buch aussieht. Und damit komme ich auf die ästhetische Seite der Sache.

Das erste Kapitel des Buches beginnt mit folgenden Sätzen:

„Nicht in dem geordneten und oft leider allzumattherzigen Stillleben [gedruckt ist: Stil—leben] und der einschläfernden und behäbigen Mittelmäßigkeit eines bürgerlichen Haushaltes im neunzehnten Jahrhundert liegt die Entwicklung der Geschichte der Menschheit beschlossen. Ihr tiefster Inhalt ist der Kampf, die einzelnen Kräfte des Organismus drängen und bewegen sich, und ehe eine Neuordnung der Dinge entsteht, ehe der junge Lebenskeim zur Selbständigkeit des Denkens und Fühlens erwächst, folgte stets unter schmerzhaften langdauernden Wehen eine Erschütterung auf die andre, eine furchtbare, alles umschmelzende chaotische Gärung, die heftig und stürmisch auch die individuelle Lebensphäre jedes einzelnen Volksgenossen beeinflusste und beherrschte. Und vollends alle Gemeinschaftsbildungen der Menschheit sind im aufrüttelnden Getümmel des Kampfes entstanden, jede auf Zeit hinaus dauernde Ordnung des gemeinsamen Lebens erwuchs aus dem gegeneinander wogenden Widerstand der materiellen und geistigen [soll wohl heißen: der geistigen] Arbeitskraft, wenn sich das Bedürfnis des Einzelnen nach Besitz, Lust und Erfolg aufbäumte gegen die Not und den Mangel des Lebens oder gegen die ausgleichende Gestaltung einer überpersönlichen Gemeinschaft. Daher kommt es denn, daß die denkende Betrachtung dieser ungeheuern Wandlungen ebenso gegen Liebig's Satz von dem ewigen Gleichbleiben der moralischen Natur des Menschen protestieren muß wie gegen eine Anschauung, die mit der Konstruktion des Begriffs eines unabänderlichen Volksgeistes operierte.“

Du verstehst diese Sätze nicht ganz, lieber Leser? Tröste dich mit mir, ich verstehe sie auch nicht ganz, und ich habe mit wahrem Meid gesehen, daß eine Leipziger Tageszeitung schon acht Tage nach dem Erscheinen des Buches

eine begeisterte Anzeige davon brachte. Der Verfasser dieser Anzeige hatte also das Buch binnen acht Tagen gelesen, verstanden und verdaut! Ich möchte jeden Satz dreimal lesen. Nun solltest du aber solche Sätze erst einmal in gotischen Mißalbuchstaben gedruckt sehen! Da kommt man vollends nicht vom Flecke, fängt immer wieder von vorn an und versteht doch nicht ein Wort. Und da hilft auch gar keine Übung. Man kann sich durch zwanzig Seiten hindurchgequält haben, es geht auf der zwanzigsten nicht schneller als auf der ersten. Unfre ganze heutige Art zu denken, zu schreiben und zu lesen steht nun einmal in Widerspruch zu dieser mittelalterlichen Schrift, und es ist unbegreiflich, wie der Verleger hat auf den Gedanken kommen können, ein wissenschaftliches Werk, das durch seine ganze Art sich auszudrücken, außerdem durch die Unmasse von Fremdwörtern und Zitaten, mit denen es beschwert ist, ohnehin an den Leser starke Zumutungen stellt, auch noch mit solcher Schrift zu drucken. Vergleichen läßt man sich einmal — als Scherz — auf einem Einblattdruck gefallen: einem Diplom, einer Botivtafel, einer Grundsteinskizze, auch auf einer Speisekarte oder einem Konzertprogramm zu einem fünfshundertjährigen Jubiläum; aber ein wissenschaftliches Werk druckt man doch, wenn man ein Übriges thun und es recht vornehm ausstatten will, mit der schönsten erreichbaren modernen Textschrift. Man frage einmal bei Giesecke und Devrient in Leipzig nach; da kann man lernen, wie man solche Werke drucken muß. Durch ungewohnte, fremdartige, altertümliche Schrift wird nur die Aufmerksamkeit des Lesers fort und fort vom Inhalt abgezogen, man wird zerstreut, unruhig und klappt das Buch endlich ärgerlich zu.

Nun ist freilich diese Wirkung in dem vorliegenden Buche zum Teil eine Folge der verfehlten Raumverhältnisse, in denen die altertümliche Schrift angewandt worden ist. Jeder einigermaßen erfahrene Setzer weiß, daß man nicht für jedes Buchformat und jede Kolumne jede beliebige Schrift verwenden kann, sondern daß, wenn ein Buchsatz eine ästhetische Befriedigung gewähren, ein Buch wirklich schön gesetzt sein soll, gewisse Verhältnisse beobachtet sein müssen zwischen der Schriftgröße, der Höhe der Kolumne, der Breite der Kolumne (also der Länge der Zeilen) und dem freien Raum zwischen den Zeilen. Hiervon hat der, der das Buch von Sommerlad gesetzt hat oder so, wie es aussieht, hat setzen lassen, entweder keine Ahnung gehabt oder keine haben wollen. Die angewandte Schrift ist für die Kolumne viel zu groß, oder, was dasselbe sagt, die Kolumne ist für die Schrift viel zu klein; außerdem ist der Durchschuß zwischen den Zeilen zu schmal. Die Kolumne hat zu wenig Zeilen, die Zeilen sind zu kurz, und sie stehn auch zu eng an einander. Wenn ein Buch, mit dieser Schrift gedruckt, einen einigermaßen gefälligen Eindruck machen sollte, so müßte die Kolumne etwa 33 Centimeter hoch und 20 Centimeter breit sein. Dann würde sie eben so viel Zeilen enthalten können, wie das verglichne Buch (38), und es würden auch eben so viel Silben auf der Seite stehn können wie dort. Ich will die Zahlen nicht für unfehlbar aus-

geben, aber wenn es die Druckerei versuchen will, wird sie ungefähr zu meinem Ergebnis kommen. Mit andern Worten: mit dieser Schrift kann nur ein Foliant gedruckt werden. Da wir uns aber heute schlechterdings nicht mehr mit Folianten herumplagen können und wollen, viele Leute schon über einen Quartband als zu unbequem jammern, so kann man es nur als eine archaische Schrulle bezeichnen, eine solche Schrift neu anfertigen zu lassen und sich einzubilden, man könne damit heutige Bücher drucken. Die verhältnismäßig kurzen Zeilen des vorliegenden Buches, auf denen durchschnittlich nur 12 bis 13 Silben in dieser Schriftgröße Platz haben, bringen überdies den jedem Setzer bekannten Mißstand mit sich, daß der Satz nicht gleichmäßig verteilt werden kann. Um allzuwiele Wortbrechungen am Ende der Zeilen zu vermeiden, müssen die Wörter bald übermäßig auseinandergezogen, bald übermäßig zusammengedrängt werden. Bald stehn zwischen den Wörtern breite weiße Lücken, bald sind die Wörter so eng aneinandergerückt, daß eine ganze Zeile fast wie ein einziges Wort aussieht. Das alles läßt sich vermeiden, wenn die Zeilen eine größere Anzahl von Silben haben. Da kann sich der Setzer leicht helfen und eine dem Auge wohlthuernde Gleichmäßigkeit herstellen.

Dazu kommen aber nun andre Geschmackslosigkeiten. Das ganze Buch von Sommerlad ist mit verzierten Initialen förmlich übersät. Bei jedem sogenannten Alinea — wo ein Abschnitt mit einer neuen Zeile beginnt — ist ein Zierbuchstabe angebracht, der über drei Zeilen breit ist und durchschnittlich den Raum von acht Silben wegnimmt — eine ebenso große Platzverschwendung wie Verunstaltung des Buches. Es ist selbstverständlich, daß derartiger „Buchschnuck“ — ein Lieblingswort der Modernen! — nur dann die Wirkung haben kann, die er haben soll, wenn er sehr maßvoll verwandt wird. Die Zierbuchstaben sollen wichtige Abschnitte eines Buches markieren; machen sie sich auf allen Seiten breit, so zieren sie nicht, sie verunzieren das Buch.

Ferner: die Anmerkungen — und das Buch ist so voll Anmerkungen, daß man nach einer glatt gefüllten Textseite förmlich suchen muß — sind rot gedruckt! Wozu? Heben sie sich nicht schon durch die kleinere Schrift und durch die langen Querstriche genügend vom Text ab? Das ist doch bloße Spielerei.

Ferner: die Seitenzahlen, die jedes Kind an den obern Ecken der Kolonnen sucht, sind an die untern Ecken verwiesen. Wozu? Auch das ist bloße Spielerei.

Ferner: Überschriften, wie „Vorwort,“ „Inhaltsverzeichnis,“ sind nicht, wie es sonst üblich ist, in die Mitte der Kolonne gesetzt und so, daß sie etwas über dem Text stehn, sondern an die linke Seite, und zwar unmittelbar am Texte klebend, und der Rest der Zeile ist — mit Blümchen gefüllt! Das ist mehr als Spielerei, es ist geradezu eine Abgeschmacktheit.

Endlich — und nun kommt das Tollste —: das Titelblatt des Buches ist mit einer Schrift, die dreimal so groß ist wie die Textschrift, in einem schwarzen Titelrahmen rot gedruckt, und zwar in folgender Anordnung:

Die wirtschaftliche  
Thätigkeit der  
Kirche in Deutsch-  
land in der natu-  
ralwirtschaftlichen  
Zeit bis auf Karl  
den Großen von  
Theo Sommerlad.  
Leipzig, Verlag von  
A. A. Weber 1900. 

Da hat sich nun der Buchdruck jahrhundertlang abgemüht, schöne Titelblätter zu setzen und die Kunst des Titelsatzes immer mehr zu vervollkommen. Ein gutes Titelblatt gehört zu den schwierigsten Aufgaben des Buchsatzes. Sie wird wohl in keiner Druckerei dem Setzer überlassen, der den Text des Buches setzt, sondern es ist ein besondrer Setzer dazu da, der Accidenzsetzer, der auch alle sonstigen Zierätze herzustellen hat, zu deren Anordnung besondres Geschick und besondrer Geschmack gehört. Und doch wissen sich bei manchen Titelblättern selbst gewiegte Accidenzsetzer nicht zu helfen. Bei einem guten Titelblatt kommt alles darauf an, daß man es erstens so schnell wie möglich überblicken kann. Der einzelne Buchtitel liegt mit hundert andern Buchtiteln gemeinsam im Schaufenster oder auf der Ladentafel. Da gilt es, so schnell wie möglich, mit einem einzigen Blick, die drei wichtigsten Bestandteile jedes Titels zu übersehen: Inhalt des Buches — Verfasser des Buches — Verleger des Buches. Diese drei Bestandteile müssen so auf dem Titelblatt verteilt sein, daß jeder für sich sofort ins Auge springt. \*) Kann der Inhalt des Buches nicht mit einer einzigen Zeile angegeben werden, gehören mehrere dazu, so gilt es mit Recht für einen groben Fehler, dem Sinne nach Zusammengehöriges zu zerreißen und womöglich gar Wortteilungen am Ende einer Zeile vorzunehmen. Dabei sollen aber die Bestandteile des Titels auch so auf der Titelfläche verteilt sein, daß sie ein angenehmes Bild ergeben. Das ist die schwierigste Aufgabe. Wer selber Bücher hat drucken lassen, der wird wissen, wieviel Versuche oft dazu gehören, bis etwas Befriedigendes erreicht wird. Da wird hier ein wenig Durchschuß herausgenommen, dort ein wenig

\*) Deshalb sind die besten Titel die kürzesten, die, in denen der Inhalt des Buches mit möglichst wenig Worten erschöpft, nicht durch langatmige Neben- und Untertitel zu einem Inhaltsverzeichnis breitgetreten, der Name des Verfassers nicht mit allen möglichen Ämtern und Würden, Orden und Ehrenmitgliedschaften behängt ist, und in denen der Setzer auf das kindliche Lehrlingsvergnügen verzichtet hat, zu jeder Zeile die Schrift aus einem andern Setzerkasten zu holen. Ein Titelblatt soll nicht der Musterkarte einer Schriftgießerei gleichen; die einzigen Unterschiede in den Schriften sollen Gradunterschiede sein. Alle Schriftmengerei ist barbarisch; sie gehört in die Annoncenblätter.

zugesezt, hier eine etwas schmalere, dort eine etwas breitere Schrift probiert, und oft wollen alle Winke und Ratschläge nichts helfen, der Sezer hat nun einmal kein Gefühl für die Sache, und es bleibt einem schließlich nichts weiter übrig als selber in die Druckerei zu gehn, sich an den Sezerkasten zu stellen und mit dem Sezer gemeinschaftlich das Titelblatt aufzubauen. Solche Mühe macht ein gutes Titelblatt! Und hier? Ist allen Anforderungen, die an ein gutes Titelblatt gestellt werden müssen, aufs gröbste ins Gesicht geschlagen. Keine Spur von Übersichtlichkeit, alles Zusammengehörige in der kindischsten Weise zerrissen — man sehe nur Zeilen an, wie „land in der natu=“. Dazu gehört natürlich keine Kunst, das bringt ein Sezerlehrling am ersten Tage fertig! Und warum das alles? Natürlich nicht aus Ungeschick, sondern mit voller Absicht: weil in Drucken aus dem fünfzehnten und aus dem Anfange des sechzehnten Jahrhunderts Buchtitel meist ebenso gesezt wurden wie der Text des Buches, d. h. in der Zeile fortlaufend, nur mit einer größern Schrift als der Text. Das thaten aber doch die alten Buchdrucker nur deshalb, weil sie nichts Besseres machen — konnten! Wenn ein Drucker der Reformationszeit drei verschieden große deutsche und drei verschieden große lateinische Schriften hatte, so hatte er schon eine reich ausgestattete Druckerei. Den zweiten und den dritten Grad brauchte er für den Text und die Randbemerkungen (Marginalien, Glossen), den ersten, größten Grad, den er gewöhnlich nur in kleiner Menge hatte, brauchte er für die Überschriften und die Titelblätter. Er sezte also den Titel aus einer einzigen Schriftgattung. Und da er der Schwierigkeit, die Titelzeilen durch dazwischengeklemmte Holzklötzchen von verschiedner Form und Größe auf weitere Abstände auseinanderzusperrn, noch aus dem Wege ging, so rückte er eben die Zeilen dicht an einander. Wenn er eine sehr große Schrift benutzte, so entstanden dabei wohl auch Zeilen, wie „land in der natu=“. Sowie man sich aber vor dieser Schwierigkeit nicht mehr fürchtete und einen größern Schriftenreichtum zur Verfügung hatte, fing man auch sofort an, die Titelblätter übersichtlich und schön anzuordnen und machte darin bald große Fortschritte. Welchen Sinn hat es nun da, jetzt wieder auf jene tiefe Stufe der Armut und Unfähigkeit hinabzusteigen, auf die unbeholfnen Leistungen jener frühesten Zeit zurückzugreifen?

Leider hat die Sache schon angefangen Schule zu machen. Das vorliegende Buch ist keineswegs eine Originalnarrheit, es ist nur ein Beispiel einer Mode, die immer weiter um sich greift. Wer den Unsinn — auch in Buchsatz — in voller Blüte sehen will, der muß einen Jahrgang des „Pan,“ des *Ver saerum* zur Hand nehmen oder die Hefte der „Insel.“ Aber etwas von seinem Dunst ist schon überall hingedrungen. Von zehn neuen Büchern, die man in die Hände bekommt, ist mindestens eins davon angesteckt. Und die Verleger solcher Bücher werden in „buchgewerblichen“ Fachzeitschriften als „Reformatoren“ der Buchausstattung gepriesen und angepriesen. Kunstgewerbliche Wanderprediger ziehen im Lande herum und reden den Leuten vor, daß der Buchsatz den Zweck habe, die Papierfläche zu bedecken(!), daß also auf einer bedruckten Seite nirgends ein

leerer, weißer Raum zu sehen sein dürfe, daß jede halbe leere Zeile mit Blümchen gefüllt werden müsse u. dergl. mehr. Und alle Welt sitzt staunend dabei, hört die neue Weisheit voll gläubiger Ergebung an, und niemand wagt es, zu widersprechen. Im stillen zweifelt wohl der oder jener und sieht sich um, ob er nicht irgendwo noch einen andern Zweifler finde. Aber schließlich sagt er sich: Du willst doch lieber mitthun, damit es nicht scheine, als wärst du unfähig, mit „fortzuschreiten.“ Schön oder häßlich, gescheit oder dumm — 's is e mal was andres! „Mer gann doch nich eegal de Viecher so drucken, wie mer sehe bis jey gedruckt haam!“

Nein, lieber Leser, der Buchsatz ist nicht dazu da, die Papierfläche zu bedecken — das verwechseln die Herren mit den Tapetenmustern —, sondern der Buchsatz ist dazu da, gelesen zu werden, und alles, was dazu beiträgt, das Lesen zu erleichtern und angenehmer zu machen, bedeutet einen Fortschritt, alles, was das Lesen erschwert und vereckelt, einen Rückschritt.

'S is e mal was andres! Dieses erleichterte Aufatmen gelangweilten Stumpfsinns, das ist es allein, was tausend Erscheinungen in unsrer heutigen Mode erklärlich macht: in der Kunst, im Kunstgewerbe, in der Kleidung, in der Sitte, in der Sprache — überall. Dieselbe Geistes- und Gemütsverfassung, die nicht mehr „zugänglich“ sagt, sondern „zugängig,“ die die Kleidertasche nicht mehr an die Seite, sondern hintenhin näht, den Stock nicht mehr am Griff, sondern an der Zwinge ansaßt, Visitenkarten in der Länge von Buchzeichen schneidet, einen Briefbogen auf der vierten Seite zu beschreiben anfängt und in der Adresse nicht mehr die Stadt, sondern die Hausnummer zuerst nennt, es schön findet, wenn auf der Straße nicht mehr der Mann die Frau, sondern die Frau den Mann führt, eine „Griffelkunst“ bewundert, deren „Motive“ den krummgewachsenen Mohnstengeln, den hin- und herwackelnden Schwimtblumen und dem schwer aufsteigenden und dahinziehenden Cigaretten- gewölk entnommen sind, dieselbe Geistes- und Gemütsverfassung druckt auch Bücher, die vom „land in der natu“ handeln. 'S is e mal was andres!

Theo Sommerlad schließt das Vorwort seines Buches mit folgenden Sätzen: „Wüchte den Fachgenossen und allen, die für Kirche und Wirtschaftsleben Interesse haben, die Gestalt dieses Bandes willkommen sein, dann wird zur Fortsetzung und Vollendung meiner Arbeit die Freude der Gestaltung niemals fehlen!“ Seltsame Logik! Also wenn das Äußere des Buches Beifall findet, dann wird das für den Verfasser ein Sporn sein, den Inhalt des Buches weiter zu bearbeiten. Ich wünsche ihm vor allem, daß der Inhalt seines Buches so viel Beifall finden möge, daß ihn das zur Fortsetzung seiner Arbeit ermuntere. Was aber das Äußere betrifft, so habe ich einen andern Wunsch. Am Sonnabend vor Cantate ist in Leipzig unter Beteiligung allerhöchster und höchster Herrschaften ein deutsches Buchgewerbehaus mit Buchgewerbemuseum und „Gutenberghalle“ feierlich eröffnet worden, und im Juni wird in Mainz und anderwärts das fünfshundertjährige Geburtsjubiläum Gutenbergs gefeiert werden. Schon wirft der übliche Jubiläumssummel in Gestalt

von Jubelschriften, Medaillen, Ansichtskarten usw. den üblichen Schatten voraus. Die schönste Gutenbergfeier wäre die, wenn Buchhandel und Buchdruck in ihrem dunkeln Drange nach „Reformen“ die Schätze des Leipziger Buchgewerbemuseums, aber nicht bloß die aus dem fünfzehnten, sondern vor allem auch die aus dem neunzehnten Jahrhundert recht mit Verstand und Nachdenken benutzen, sich mit deren Hilfe wieder auf die Gesetze wahrer Schönheit in der Buchausstattung besinnen und sich von den mannigfachen Holzwegen, auf die sie sich in den letzten Jahren haben locken lassen, auf die schöne helle breite Straße zurückfinden wollten, auf der alle gesunde Kunstentwicklung — nicht in kindischen Seiten- und Rücksprüngen, sondern in ruhigem, stetigem Gange — vorwärtsschreitet.

Leipzig

G. Wustmann



## Auf Sizilien

Von Otto Kaemmel

(Schluß)



n diesen unvergleichlichen Ausblicken auf Land und Meer, auf zackige, zerklüftete Kalkformationen und vulkanisches Hochgebirge beruht die Schönheit von Taormina, und auf dieser Schönheit sein Hauptreiz. Geschichtlich betrachtet gehörte Tauromenion weder zu den ältesten noch zu den größten Griechenstädten Siziliens, nur zu den festesten, und nur darum war es bedeutend. Zu den Füßen des Berges Tauros landeten 735 v. Chr. die ersten Griechen, die nach Sizilien herüberkamen, und gründeten an der Mündung des Akefines, des heutigen Akantara, auf der flachen Halbinsel, die in das Vorgebirge Schisò ausläuft, die Stadt Naxos, diese aber zerstörte Dionysios I. von Syrakus schon 403. Seitdem blieb die Stätte wüst und ist jetzt ein Drangengarten. Dafür siedelte der Gewaltherrscher im Jahre 396 Sikuler, 392 Söldner auf dem Berge Tauros an, dessen beherrschende Lage auf dem hohen Küstenvorsprunge zwischen tiefen Flußthälern sein militärischer Scharfblick erkannte. Später, 358, siedelten auch die Reste der alten Naxier dorthin über. Doch blieb die neue Stadt meist in einer gewissen Abhängigkeit von Syrakus. In dem schrecklichen ersten Sklavenkriege, 139 bis 132, war sie eine der letzten festen Burgen, die die Empörer gegen die Römer hielten, später that sie dem Sextus Pompejus gegen Octavianus denselben Dienst und erhielt von diesem 21 v. Chr. eine römische Kolonie, die nun der Stadt eine rechtlich besonders günstige Stellung sicherte und ihr ein ganz römisches Gepräge gab. Ihre Ausdehnung war damals bedeutender als heute, denn sie umfaßte außer dem Theaterhügel auch noch das Kastell, das noch fast um 300 Meter über der Stadt liegt. Was also an antiken Bauten übrig ist, das stammt aus den